

Bollmann

Es war zwei Uhr morgens, die Stadt schlief. Claus Bollmann blickte resigniert vom Balkon im sechsten Stock auf den regennassen Parkplatz unter sich. Im Geiste stellte er sich den Nachruf im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* vor, verfasst vom Chefkritiker – wie hieß er doch gleich? Das Gedächtnis funktionierte also auch nicht mehr. Alzheimer! Oder hieß das Korsakoff? Egal, es würde lange dauern. Außerdem hatte er doch noch nichts geschrieben, was sollte da im Nachruf gewürdigt werden?

Unten auf der Straße grölten Betrunkene. Das würde nicht sehr appetitlich aussehen, wenn er ... Womöglich ging auch ein Autodach zu Bruch. *„Früh-pensionär aus ungeklärter Ursache aus dem 6. Stock auf Luxusauto gestürzt. Sachschaden in fünfstelliger Höhe“* würde unter „Vermischtes“ stehen. Nein, so nicht! Er schnippte seine Kippe in hohem Bogen hinab auf die Straße, trat vom Balkongitter zurück und ging in sein Arbeitszimmer. Dort schaltete er den Computer aus und begab sich zur Ruhe.

Ruhe? Nein, es war für beide Bollmanns eine unruhige Nacht, und am nächsten Morgen wachte

Claus verkatert auf. Sie schliefen seit einiger Zeit getrennt; Bollmann schnarchte angeblich. Er schlurfte in die Küche, brühte sich seinen Pulverkaffee, kaute einen Zwieback, warf die Betablocker ein, schluckte das tägliche Aspirin. Rentnerfrühstück. Dann hörte er seinem Tinnitus zu, heute wieder achtzig Dezibel. Das konnte aber auch der Kühlschrank sein. Bollmann dachte an den Zahnarzttermin am kommenden Montag. Ich denke – dachte Bollmann. Immerhin. Aber das Gehirn lief noch nicht ganz rund. Zunächst nur Fragmente: was soll der Scheiß, wozu das Ganze, hat doch alles keinen Sinn, jeden Tag etwas näher am Abkratzen. Morgengedanken. Er steckte sich seinen ersten Zigarillo an. Die Qualität wurde auch immer schlechter, der Tabak war trocken, der Rauch kratzte im Hals. Vielleicht lauerte da drinnen ja schon längst eine unheilbare Krankheit, und er wusste es nur noch nicht? Auch dieses gelegentliche Flimmern vor den Augen beunruhigte ihn. Er hatte sich darüber im Internet informiert, war dabei auf das Stichwort „Schlaganfall“ gestoßen und sah sich seitdem von Sprachstörungen, Inkontinenz und Gehörlosigkeit bedroht. Wenn er aber Margot seine Befürchtungen eröffnete, sagte sie immer nur: „Rauch nicht soviel!“

Die Sonne schien, in Bollmann aber war es grau. Die nächtliche Sitzung am Computer hatte Nachwirkungen. Der Blick vom Balkon auch. Das muss festge-

halten werden, dachte er. Ein historischer Moment: Entscheidung im Morgengrauen. Aufgeregt verließ er die Küche und eilte an seinen Computer, schaltete ihn ein, und auf dem Desktop leuchtete die Datei „Bollmann/Prosa/Romane/neu“. Der Roman! Sein Roman! Bollmanns Miene hellte sich auf. Er öffnete die Datei, und da sprang ihm dieser Satz entgegen, über dem er so lange gegrübelt hatte. „Am Anfang war die Tat.“ Blödsinn! Das wird gelöscht. Da finden wir was Besseres. Bollmann musste niesen, die Morgensonne kitzelte ihn. Was für ein herrlicher Tag! „Diesen Idioten werde ich es zeigen“, brummte er vor sich hin, „was wissen die schon, wie es in einem Dichtergehirn aussieht!“ Schon schwebten seine Hände startbereit über der Tastatur, zögerten, sanken wieder zurück auf die Schreibtischplatte. Die Dichterstirn legte sich in Falten, das linke Auge begann zu zucken. Roman – was musste da eigentlich rein? Da liest man sein Leben lang tausende von Romanen, und dann weiß man nicht, was das überhaupt ist. Im Brockhaus wurde er fündig:

„Roman, der, Großform der Epik. Der Roman zeigt, im Gegensatz zum Epos, mehr die individuell gestaltete Einzelpersönlichkeit, die einer als problematisch empfundenen Welt gegenübertritt. Im Gegensatz zur Novelle wird nicht ein einzelnes herausragendes Ereignis dargestellt, sondern ein breiter Lebensausschnitt oder das Lebensganze einer Person, meist in Verbindung mit ihrer sozialen Umwelt...“

Na also! „Individuell gestaltete Einzelpersönlichkeit“. Aber er kannte doch niemanden! Margot konnte er nicht nehmen, die würde ihm die Augen auskratzen. Die Verwandtschaft war uninteressant. Sonst fiel ihm niemand mehr ein. Blicke also nur noch – ja, Claus Bollmann! Den Kerl kannte er nur allzu gut. „Einer als problematisch empfundenen Welt gegenüber treten“, das passte wie die Faust aufs Auge. Und das mit dem „breiten Lebensausschnitt einer Person in Verbindung mit der sozialen Umwelt“: wie maßgeschneidert. Der Entschluss, Schriftsteller zu werden – wenn das kein Thema war. Mehr brauchte man nicht zu einem Roman. Aber auf jeden Fall unter seinem Pseudonym *Bonheur*. Was würden die Familie oder die wenigen Freunde von ihm denken, ganz abgesehen vom Amt. Womöglich kürzten die ihm sogar die Pension. Alles schon da gewesen.

Der Titel! Oh Gott, ging das schon wieder los. Einen Arbeitstitel. Das Ding musste doch einen Namen haben, er konnte doch nicht immer nur „Roman“ denken, wenn er an seinen Roman dachte. Vorläufig etwas Vorläufiges, Temporäres. *Temporary Files*. Heureka! Auf Englisch, das verstand jeder, aber inhaltlich sehr geheimnisvoll. Wenn das kein Titel war! Genial. Und der Held? Protagonist hieß das wohl in Fachkreisen. Mit dem Namen musste der Leser Literatur assoziieren, den Schriftsteller geradezu

riechen. *Schreiber?* Klar! Und vielleicht Roman? Wie der Roman, aber mit Betonung auf dem „o“. Roman Schreiber. Das war gut! Bollmann machte sich an die Arbeit, vergnügt vor sich hin summend. Er änderte den Dateinamen und ersetzte ihn durch „*Temporary Files, ein Roman von Bonheur*“, löschte diesen blödsinnigen ersten Satz und formatierte das Ganze ansprechend. Und nun? Ach ja, der Anfang, das erste Kapitel, die ersten Zeilen. Der denkwürdige Augenblick, da ein Werk entstand. Voilá:

„Erstes Kapitel

Einen Tag nach seiner Versetzung in den Ruhestand beschloss Roman Schreiber, Schriftsteller zu werden. Das war vor sechs Monaten, und seitdem verfolgte er dieses Ziel mit derselben Beharrlichkeit, die auch während der zurückliegenden fünfundvierzig Dienstjahre seine Beamtenlaufbahn geprägt hatte ...“

... und Bollmann schrieb und schrieb und vergaß die Welt um sich und vergaß Margot in der Küche und seine Depressionen und seine Wehwehchen. Es wurde Mittag und es wurde Abend, und erst spät in der Nacht klappte Bollmann erschöpft, aber glücklich den Deckel des Laptops zu und ließ sich angekleidet auf das Sofa fallen, wo er von herrlichen Träumen umwoben sanft in den nächsten Morgen hineinschlummerte.

Claus Bollmann war von nun an auch im Haushalt zu nichts mehr zu gebrauchen. Der Mülleimer quoll über, der Teppichboden blieb ungesaugt, die Blumen auf dem Balkon ließen die Köpfe hängen. Margot kochte vor Wut. Aber Bollmann saß am Computer und schrieb, und schrieb, und schrieb. Und wenn er nicht schrieb, trieb er sich in der Stadt umher, beobachtete die Menschen und notierte Geheimnisvolles in sein grünes Heft. Und dann entdeckte er eines Tages auf seinen Streifzügen diesen Laden, und der ließ ihm keine Ruhe mehr. „*Literaturbetrieb*“ nannte er sich, und auf der Ankündigung im Schau- fenster las er:

„Jeden Donnerstag Spontanlesungen!

Jeder kann mitmachen!

Reinkommen und eigene Texte vorlesen!“

Eine Aufforderung des Schicksals, eigens an Claus Bollmann ergangen. Sträflich, ihr nicht nachzukommen. Wieder zu Hause, blätterte er fieberhaft in seinem grünen Notizbuch, kramte in den Zetteln, die dekorativunordentlich seinen häuslichen Arbeitsplatz umlagerten, und durchforstete seine Jackentaschen, aus denen er mehrere bekritzelte Bierdeckel und Papierservietten fischte. Nichts davon fand Gnade vor seinem kritischen Auge. Und nur noch vier Tage bis Donnerstag! Blieb noch sein Roman. Jedenfalls das eine oder andere Kapitel. Natürlich musste noch einiges daran gefeilt, wenn nicht gar gehobelt werden.

Also sahen ihn die folgenden Tage und Nächte über seiner Tastatur kauern, und es dauerte nicht lange, bis ein verschmitztes Lächeln seine Lippen umspielte. Das war's. So konnte man die Geschichte präsentieren, sie würde seinen Ruf als Schriftsteller begründen, das Publikum von den Stühlen reißen.

Publikum! Bollmann rief die Homepage des ‚*Literaturbetrieb*‘ auf. Bekannte Namen fanden sich da, Literaturpreisträger im Vorstand, rühmende Worte des Bürgermeister. War er wirklich dem Niveau dieses Ladens gewachsen? Solche Veranstaltungen waren bekannt dafür, dass Talentsucher unter dem Publikum saßen. Sicher hatte dort mancher Amateur seine Karriere begonnen. Aber Vorlesen allein genügte nicht. Die Literaturclique ließ sich nicht durch ein kleines Geschichtchen beeindrucken. Da wurde mehr erwartet. Er musste sich an den Diskussionen beteiligen, Kommentierfähigkeit demonstrieren, konstruktive Kritik üben. Also nahm sich Claus Bollmann sein altes „Sachwörterbuch der Literatur“ aus dem Jahre 1959 vor und lernte bis in die frühen Morgenstunden die wichtigsten Begriffe und Erläuterungen auswendig, angefangen bei „*Abbréviation*“ über „*Roman*“ bis hin zu „*Zyklus*.“ Irgendetwas davon würde schon passen.

Viel zu schnell kam der Donnerstag. Bollmann erschien etwas zu früh, im Laden langweilten sich noch leere Stuhlreihen und zwei Frauen im Existentialisten-Look. Die Blonde hatte ein Glas Rotwein in der Hand, die Schwarzhaarige trank Whisky. Lyrik und Prosa, konstatierte Bollmann.

„Hi, wie geht’s? Noch nicht viel los heute Abend, oder?“

„Och, die kommen schon noch. Bist du neu?“

„Also, so neu auch wieder nicht, bin rein zufällig vorbeigekommen, und da ich rein zufällig diesen kleinen Text mit mir rumschleppe, dachte ich, kannst ihn ja vorlesen, kann ja nicht schaden, oder?“

„Na, dann schreib mal deinen Namen hier auf den Zettel und schmeiß ihn in die Lostrommel.“

Bollmann schrieb mit Schwung sein „*Bonheur*“ auf das Los und suchte sich einen Platz in der letzten Reihe.

Allmählich füllte sich der Laden, die Stühle waren schnell besetzt, der Rest lagerte sich auf dem Fußboden und auf den Stufen zum Podium. Als die Vorsitzende dann die Namen der Autoren aus dem Karton zog, die an diesem Abend ihre Werke vorlesen durften, wurde Bollmann doch etwas unruhig. Sein Name wurde als fünfter und letzter verlesen. „*Bonheur – Temporary Files*“, schrieb der Assistent auf die Tafel. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die erste Dichterin betrat die Bühne. „Eine Satire über die sexuelle Befreiung des Mannes in der globalen Gesellschaft“, kündigte die junge Autorin an und begann zu lesen: „Mister Flower aß mit Vorliebe die inneren Organe von Vieh und Geflügel...“ Sofort machte sich Unruhe im Saal breit, jemand rief „Plagiat“, und die Moderatorin musste um Ruhe bitten. Mit kaum vernehmbarem Stimmchen brachte das Mädchen seinen Text zu Ende. Das Publikum klatschte verhalten, dann begann die Diskussion. Satire, innerer Monolog – meinem Lexikon sei Dank, dazu lässt sich einiges sagen, dachte Bollmann und formulierte im Geiste einen eloquenten Kommentar. Doch sein Nachbar zur Linken, der bisher gelangweilt in einer Literaturzeitschrift geblättert hatte, kam ihm zuvor:

„Eine sehr interessante Behandlung des allerdings nicht neuen Themas“, lobte er, „besonders den Einsatz des inneren Monologs beim Thema Sex finde ich sehr gelungen. Die Assoziationskette der Protagonistin während des ehelichen Verkehrs, von ‚Was koche ich bloß heute Abend‘ bis hin zu ‚Jetzt muss ich doch mal die neue Brigitte-Diät ausprobieren‘, würde ich aber eher dem Realismus als der Satire zuordnen. Allerdings begeht die Autorin den für Anfänger typischen Fehler, ihren *Stream of Consciousness* lediglich als unkontrolliertes Psychogramm ablaufen zu lassen. Meiner Meinung nach fehlt die

künstlerische Gestaltung durch Patterns, wie sie zum Beispiel Joyce verwendet hat.“ Dann wandte er sich wieder seiner Literaturzeitschrift zu. Bollmann hielt es nun doch nicht mehr aus:

„Satire oder nicht, jedenfalls halte ich den so lautstark vorgebrachten Plagiatsvorwurf für absurd. Die Calypso-Episode aus der ‚*Ulysses*‘ ist literarisches Allgemeingut.“ Er lehnte sich zurück und legte seine Hand auf das rechte Knie, das vor Aufregung zitterte. Der Nachbar zur Linken warf ihm einen merkwürdigen Blick zu und raunte:

„Nicht schlecht, nicht schlecht!“ Sofort hörte das Zittern von Bollmanns rechtem Knie auf. Erster Auftritt gelungen. Jetzt konnte nichts mehr schief gehen.

... lesen Sie weiter in:

Franz Rettenböck: Bollmann schreibt

Skalding, Oktober 2009

ISBN 978-3-940695-03-1

Hardcover, 214 Seiten, 14,80€